

Lavater ging einst vorüber

Aus dem Tagebuch des Präsidenten von Ruoesch / Von Friedl Brehm

„Je näher ich ihn kennen lernte, desto überzeugter unterschreib ich Sailers Urtheil von ihm, daß Kindlichkeit, reiner Kindersinn, wie ihn Jesus von den seinen fordert, der hervorstechende Zug seines Charakters seye.“ Diese Beurteilung über Zürichs großen Bürger, den berühmten protestantischen Pastor und Schriftsteller Johann Kaspar Lavater (1741—1801) vermerkte nach einer Schweizer Reise am 18. August 1793 der Geheimrat und Regierungspräsident des Fürstentums Ottingen-Spielberg Johann Baptist von Ruoesch (1744—1832) in seinem veröffentlichten Tagebuch. Der Katholik Ruoesch, einer der ältesten und intimsten Freunde des „Säkularmenschen“ Bischof Johann Michael Sailer von Regensburg, wurde auch der Freund Lavaters. Dessen Gattin bezeichnete Ruoesch an der gleichen Stelle seines Tagebuches als „den erbauendsten Pendant zu ihm: ein Weib von ächtem, reinen, stillen Mariensinne“, um dann fortzufahren: „Wie einst Maria die Horcherin, und treue Bewahrerin der Worte ihres Sohnes — so Frau Lavater der Worte ihres Mannes, oder vielmehr der Worte Gottes aus dem Munde ihres lieben Mannes. Gottes Segen über Euch, edle Seelen!“

Gleich in der ersten Eintragung in seinen überkommenen Tagebüchern vermerkte Ruoesch am 1. Januar 1792 seinen Vorsatz, „Lavaters Tägliche Grundsätze zu den herrschenden Vorsätzen dieses Jahres aufzustellen“. Wenige Tage später heißt es dann am 8. Januar: „Heute faßte ich den kräftigen Vorsatz, künftig ein Tagebuch nach Lavaters Anweisung zu führen.“ Ruoesch begann denn auch gleich am nächsten Tag anzuführen, was er gelesen, verrichtet, gefehlt und gelernt habe. Immer wieder befaßt sich der Präsident in seinen Tagebüchern mit den Werken und Gedanken Lavaters. Wie sehr er dem großen Schweizer bereits vor der ersten persönlichen Bekanntschaft zugetan war, dafür ist ein Eintrag vom 25. Mai 1793 beredtes Zeugnis.

„Heute war der bestimmte Tag, an welchem der höchstangenehme Gast kommen sollte, den mir Freund Sailer in zwei lieben Briefen ankündigte und an dem ich reine, himmlische Freüde haben würde.

Ich brannte vor Begierde, den Fremden zu sehen und zu umarmen, für welchen Freund Sailer alle meine Erwartungen so sehr spannte. Rebekka (Ruoeschs Gattin) calmirte und combinirte aus gewissen Fragen, die Sailer an Bayer gestellt hatte, auf Lavater. Ich hoffte und wünschte es auch, obgleich ich's kaum zu hoffen wagte. Mit jeder Stunde wuchs mein Erwarten und Sehnen. Als der Mittag vorüber war, beschäftigte mich der einzige Gedanke, wer wird wohl der Engel von Fremden sein, den Sailer in ein so rätselhaftes Dunkel einhüllet? — und siehe! Ein Bote von Wemdingen mit einem Billet von G a b l e r und zwei Anschlüssen von Sailer, die mich auf einmal von dem höchsten Gipfel der sehnsuchtsvollsten Erwartung in das tiefste Tal des Unmuts und der unbeschreiblichen Betrübniß herabschleuderten. Lavater war es also — aber er gieng vorüber!

Wie ein Missetäter, der um sein Leben spielen muß, wenn der Würfel Tod heraufkehrt — stand ich da, preisgegeben allen Martern einer so plötzlich vernichteten, himmlisch-schönen Hoffnung.

Lavater war es — aber für mich nur ein Traum, noch weniger als Traum, denn er war mir wirklich nahe, nur meinen Armen entschlüpfte er, wie ein Schatten.

Wie eine allgemeine Wüste vor und hinter mir — so war jetzt auf einmal mein Herz, dem vorhin noch die süßesten Hoffnungen blüheten. Ich sah zum Himmel; aber es war nur ein starrer Blick; ich suchte meine Rebekka und konnte ihr nichts sagen als: Lavater war's, aber er gieng vorüber.

Ich wollte es dem Herrn opfern; und ich fand keine Empfindung dazu.

Die Bilanz meines Herzens wäre ganz dahin gewesen, hätte nicht die Güte des lieben Heilands auch in dieser Trauerstunde sich meiner angenommen und mir den Gedanken recht lebhaft vor die Augen gestellt:

Der Herr will, daß Du Dich an Ihn und an Ihn allein: — nicht an Freunde — denn auch sie sind Staub — nicht an ihren Umgang, nicht an ihre Weisheit, nicht an ihre Liebe — sondern an Ihn, an seine Nähe, an seine Weisheit, an seine Liebe allein halten sollst.

Suche zuerst Ihn; dann wird Er Dir vom übrigen beilegen soviel, als Dir gut seyn wird.

So zieh' also hin, lieber Lavater! wohin Dich der Wille Gottes, und Sein Geist ruft! Ziehe hin in Gottes Namen und im sichern Geleite seiner heiligen Engel!

Es ist elysische Blume, aus dem Samen Deiner frommen Lehren gezogen, es ist die schönste Frucht Deiner Freundschaft, daß ich Dir — nein — nicht Dir, sondern Dem, Der es aus den huldreichsten, obschon jetzt unbekanntem Absichten so leitete, dieses Opfer des Nichtsehens, des Nichtgenießens bringen kann.“

Lavater reiste seinerzeit nach Kopenhagen, wohin er von Graf Bernsdorf eingeladen worden war. Professor Johann Michael Sailer, der große Freund Ruoeschs und spätere Bischof von Regensburg, teilte dem Präsidenten im Vertrauen zwei Briefe mit, „die ihres Inhalts wegen und wegen der großen Erwartung — — — zu wichtig sind, als daß ich sie nicht als ein Heiligtum hier aufbewahren sollte“. So trug sie Ruoesch denn auch am 25. Juni 1793 in sein Tagebuch ein. Demnach hatte Graf Bernsdorf am 2. April des gleichen Jahres aus Kopenhagen an Lavater geschrieben:

„Ich bin im abgewichenen Winter einige Male nicht wohl gewesen, lieber Lavater. Hände und Füße wurden abwechselnd von Gicht und Podagra angegriffen, aber so dringend war die Gefahr doch nicht, als es Ihnen gesagt worden: und ich hätte noch mehr leiden können und würde mich jetzt doch durch den lebhaften Anteil, so Sie daran genommen, vollkommen schadloß finden.

Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank dafür hin und diesen heüte mehr als jemals, da ich in dieser für mich so schmeichelhaften Gesinnung so gerne einen Bürger finden möchte, daß Sie mich keine Fehlbitte tun lassen werden.

Ich sehe aus Ihrem Briefe, daß nun Ihr Prorektorat zu Ende geht. Sie wissen, es sind nun bald 2 Jahre, daß ich Sie in meinem und andern sehr verehrungswürdigen Namen bat, auch uns einmal zu besuchen. Sie hielten es vor unmöglich und wandten Ihre Pflichten bey dem Gymnasium und bey Ihrer Gemeine vor. Wir fühlten die Schwierigkeiten. Nun sind aber einige gehoben; wäre es dann nicht möglich, uns einige Stunden zu schenken? Wer bedarf nicht einige Ruhe, und wer mehr als Sie. — Freylich hat Ihre Gemeine ein großes Recht; aber sie wird gewiß selbst zur Reise stimmen, wenn sie es weiß, wie sehr ihr Lehrer auch in Norden geschätzt wird, wie sehr Ihre Gesundheit dabey gewinnen kann und wie

der Zweck nicht Zerstreüung oder Vergnügung eines Hofes ist, sondern das wichtigste von allen und das allein alle Menschen betrifft.

Wie billig ist es auch nicht, Ihnen die Reise zu erleichtern, da Sie, so viel ich weiß, nun schon seit verschiedenen Jahren gar nicht abwesend gewesen sind und wohl nicht viel über 6 Wochen zu der ganzen Reise erforderlich seyn werden.

Der nächste Weg würde wohl über Augsburg, Nürnberg, Braunschweig und Hamburg gehen. Von letzterm Orte an ist der Weg sehr gut und man reist sehr schnell und bequem.

Ich wüßte auch nicht, warum Sie nicht Ihre Tochter als Gesellschafterin mitnehmen wollten? Sie wohnen bey mir und mit offenen Armen empfangen wir Sie alle; denn, wenn ich gleich nur in meinem Namen geredt, es kennen Sie doch die Höhern, die zugleich Ihre Freünde sind.

Für die Kosten dürfen Sie auch nicht sorgen und Sie können nur, was Sie zur Reise bedürfen, auf mein Banquier in Hamburg den Kommerzrath Klopstok ziehen, den ich mit ungeduldiger Freude davon benachrichtigen werde. Ich bin gewiß, Sie werden es nicht bereuen, lieber Lavater! Man ist so sehr geneigt, dasjenige zu hoffen, was man wünscht. Heute soll nichts bei mir den Gedanken verdrängen, daß Sie sich entschließen, und durch Ihren Entschluß alle unsere Wünsche erfüllen werden.
ganz der Ihrige B.“

Lavaters Antwort an den Grafen aus Zürich vom 20. April 1793 lautete nach Ruoesch: „So muß ich, mein bester Graf! mich dann endlich ergeben. — — Und, wenn Gott keine Hindernisse in den Weg legt, Ihrer so freundschaftlichen, so anhaltenden, so großmüthigen Einladung entsprechen!

Ich freüe mich mit Zittern. Meine Furcht vor dem Meere — etwas, wovon Sie sich keinen Begriff machen können — ist E i n Grund des Zitterns, und dann — ob Sie es nicht gereuen wird? — Ich fürchte, Sie erwarten zu viel von mir. O, möge doch mein endlich gefaßter Entschluß Ihnen und mir und allen denen — die sich etwas von meiner Gegenwart versprechen, recht zum Segen werden! Möge ich Ihnen doch etwas seyn können, was weder ein anderer, noch meine Schriften und Briefe seyn können!

Ich würde untröstbar seyn, wenn Sie ihr Geld — vergebens ausgeben, und hintennach sagen müßten — „Was gewannen wir nun? Daß i c h gewinnen werde im Umgang mit solchen Männern, wie Bernstorff und die Höhern sind, in deren Namen ich mit eingeladen werde, weiß ich gewiß.

Ich bitte so aufrichtig und so sehr, als ich je in meinem Leben um etwas gebeten habe, daß Sie, mein lieber Graf! und alle die, welche mich so vertrauensvoll zu sich einladen, von allen Erwartungen eines beträchtlichen Vortheiles von meiner Gegenwart gänzlich abstrahiren. Sie werden einen offenen, redlichen, für die Sache des Christentums von ganzer Seele unterschiedenen, daneben nichts weniger als gelehrten und durchaus keinen feinsprechenden Mann von Welt an mir finden.

Daß ich Sie, mein edler Freund! beym Worte fasse, mich dort nicht aufzuhalten, beym Worte, daß ich in 6 bis 7 Wochen alles absolvieren könne, werden Sie mir nicht übel nehmen. So wie ich Ihnen dann heilig verspreche, mich ohne sehr dringende, ohne unüberwindliche Not nirgend aufzuhalten: gegen alles — was den in Ihren öftern Briefen allgemein doch merkbar genug angezeigten Zweck dieser Reise nicht unmittelbar beförderlich ist, blind und taub zu seyn, und bloß mich dem zu widmen — weswegen Sie mir so liebeich rufen.

In dieser Absicht muß ich Sie bitten, alles auf ein Promemoria zu setzen, worüber Sie mit mir sprechen — oder meine Gedanken vernehmen wollen. So werd'

auch ich es machen — damit ja kein Augenblick verloren gehe. So mach' ich es, auf allen meinen kleinern und größern Reisen. Es verläuft und verschwätzt sich so leicht und unmerklich eine Stunde.

Noch bitte ich Sie, in Kopenhagen niemandem nichts von meiner Hinkunft zu sagen. Ich möchte so still, so ungesehen, so möglichst einsam im Kreise derer existieren, die mich einladen.

Für die gütige Erlaubniß, meine Tochter mitzunehmen, sag' ich ebenfalls, wie für Ihre Einladung, herzlichen Dank.

Aber, sagte die gute liebe Mama, die sich so willig unter diesen Ruf der Vorsehung hinwarf — „Wen nimmst Du zum Bedienten mit? Ich kann Eüch nicht allein lassen?“ — Keinen, sagt' ich erst. „Das kann in Gottes Namen nicht seyn — darf ich etwas vorschlagen? Nimm Heinrich (den Sohn) mit; dann will ich Dich des Bedienten entlassen — Er versieht Dir alles, Sekretär, Zahlmeister, Gesellschafter, Rathgeb, Arzt im Notfall.“

„Wenn Freund Hohn zufrieden ist; so wird es mich unaussprechlich freüen, und mir die Reise unbeschreiblich erleichtern!“

Nun schreib ich heute an H., bey dem er ist, und wenn er's erlaubt, wie ich hoffe, so nehm ich das Fac totum mit, und dann reiß ich mit zehnmahl leichterm Herzen —

Daß wir unsere Reise möglichst sparsam einrichten werden — zumal die Extrapost ohne das kostspielig genug ist — und daß meines Sohnes Mitkunft die Reisekosten um keinen Gulden vermehren soll — darauf dürfen Sie sich verlassen. Ja, ich bin gewiß, Er ist mir noch Ersparniß und zur Schnelligkeit der Reise unentbehrlich.

Ihren ersten Brief, der mich einlud, erhielt ich vor 1½ Jahren, da ich eben als Prorektor im Collegis Humanitatis dem Examen vorstand — und Ihren entscheidenden Brief den 17. April, ebenfalls in demselben Examen. Ich nahm die Freyheit, Ihn gleich unserm würdigen Hl. Antistes zu zeigen, der mich eher zur Hinreise ermuntert, als davon abschreckt.

Sagen Sie Ihrer lieben guten Frau, deren freundschaftlichen Brief ich jetzt unmöglich besonders beantworten kann, daß mich Ihre Freüde auf mein Jawort eben so sehr beschämt, als freüe — daß Sie uns ja nicht zu bequem halten solle. Sie frägt in Ihrem Briefe allem nach, was zu unsrer möglichsten Bequemlichkeit dienen könne — kein Mensch kann leichter gehalten werden, als ich und mein Kind. Als ob wir nicht da wären, muß es um uns aussehen, wenn uns wohl seyn soll. Ich habe guten Appetit; aber Mahlzeiten an Freüdestisch sind mir unerträglich. Mich geniert nichts mehr; als wenn ich den leisesten Argwohn habe, daß man sich meinerwegen genieren mögte.

Eine einzige Sache bin ich kühn genug, mit einer oft zu weit gehenden Freymüthigkeit zu bitten — vergeben Sie die Schwachheit — Safran macht mir übel — und ich weiß, wie häufig dies in Norden gebraucht wird — und dennoch rät mir jemand, gegen die Seekrankheit Safran unter die Arme zu nehmen — Eine Arznei, die mir vielleicht schlimmer, als die Krankheit ist — Sonst ist mir alles recht.

Ach! wenn ich nur vor Sekkators sicher bin! Ich habe meine liebe Tochter — deren um der Freüde Willen mitzukommen, und um der Wehmut willen, Mama zu verlassen, Tränen in die Augen kamen, da ich sagte: „Willst Du mit?“ nur zwo unerläßliche Bedingungen, die sie willig eingieng, gemacht: Sehr frühe auf — und nirgends uns aufgehalten!

Noch ist 's mir, wie ein Traum — Was mich am meisten freut — zehen, bis 12 Personen, denen ich was sagte, schienen nichts dagegen einzuwenden ist.

Verzeihen Sie meine Weitläufigkeit, und empfehlen mich denen, die mich lieben, und ja nicht viel von mir erwarten sollen.

Noch hätte ich eine Hauptsache beynahe vergessen: Will's Gott, gleich nach Pfingsten würde ich abreisen.

Die Exemplare des *Et was über Pfenninger* für den Kronprinzen usw. und Sie nehm' ich mit. Nur dauerts mich, keine auf schön Papier zu haben.

L.“

Einige Wochen später begleitete Johann Baptist von Ruoesch die öttingische Prinzessin Johanna nach Seckingen. Von dort aus fuhren sie weiter nach Schaffhausen. Der Präsident berichtet unterm 8. August 1793 in seinem Tagebuch: „Wir stiegen im Gasthofe zur Krone ab und kaum waren wir im Zimmer, so kamen uns schon Freunde Gaupp und Müller mit der frohen Nachricht entgegen, daß Lavater auf seiner Heimreise von Coppenhagen gestern bei G. über Nacht geblieben, erst heute frühe nach Zürich abgegangen seye und mit der größten und sehnlichsten Freude erwartete.

Plötzlich ist wohl noch nie eine Entschließung als die von der Prinzessin gefaßt worden: „also reisen wir nach Zürich!“ Am 9. August frühe nach 6 Uhr langten die Reisenden in Zürich vor dem Schwerdte an. „Das Zimmer der Prinzessin hatte eine so hinreißende Aussicht auf die Limmat, die aus dem Zürcher See, nahe an der Stadt, herauffließt, auf den Zürcher See selbst, auf die den ganzen Tag von Leüten wimmelnde Brücke, auf die entfernten Schweizer und Schneeberge und auf beide Teile der von der Limmat durchschnittenen Stadt, daß wir von diesem ganz unbeschreiblich schönen und reizvollen Anblick uns kaum trennen konnten.

Nach 7 Uhr setzte ich mich an den Schreibtisch und schrieb Lavater ein Billet, worinnen ich ihm unsre Ankunft meldete und das ich ihm durch Jean, der dadurch Gelegenheit bekommen sollte, den lieben Lavater auch zu sehen, zuschickte.

Er ließ uns bitten, um 11 Uhr zu Ihm zu kommen, indem er die Zwischenstunden schon bestimmt habe, sich bei s. Vorgesetzten zu presentieren.

Wir besahen inzwischen die Promenaden in und um die Stadt, den merkwürdigen Schwefelbrunnen, durchwanderten mehrere Straßen der großen Stadt und kamen bis auf die äußerste Spitze der Anhöhe ober der Stadt, von welcher wir die ganze Länge des Sees, seine gesegneten Ufer und die Schneegebirge im Hintergrund, unter uns aber die beiden Teile der Stadt und die Ufer der Limmat und alle Herrlichkeiten der uns umgebenden Natur sehen und genießen konnten.

Mit dem Schlage 11 Uhr stunden wir vor Lavaters Hause, der Peterskirche gegenüber. Zu gleicher Zeit mit uns auch ein junger, roher Engländer. Der Bediente kam uns entgegen, öffnete das Zimmer, sagte, Lavater werde gleich nach Hause kommen — und in demselben Augenblicke stund er vor uns, der Wanderer aus Norden, der Herzliche, liebevolle, heitere, wohlmeinende, freundliche, christliche Lavater.

Mit der ihm ganz eigenen Traulichkeit empfing Er die Prinzessin und wandte sich denn zu mir, wie man sich zu einem lange bekannten und bewährten Freunde wendet.

Noch waren unsre Herzen in ihrer ersten Ergießung, als ein Medicus aus Dänemark, bald darauf Lavaters Frau und Tochter, die die Begleiterin ihres Vaters auf seiner großen Reise war, dann nach einer Weile Lavaters Bruder, der Arzt, sich zu unserm Zirkel gesellten.

Eine herrliche, große Schilderey, Christus und Thomas zog meinen Blick an; und dies gab Lavater, vermutlich, weil die Gesellschaft zu vermischt war, Anlaß, uns noch einige Stücke und Zeichnungen, insonderheit das Porträt Graf Stolbergs von Wernigerode, einen Kopf in Seide schwarz und weiß gestickt, eine Zeichnung vom jungen Grafen von Reventlau usw. zu zeigen.

Er benutzte einen Augenblick, der Prinzessin und mir zu sagen, daß es ihm Leid seye, uns nicht allein sprechen zu können, und proponierte uns deshalb auf den Abend um 5 Uhr eine Spazierfahrt auf den Zürcher-See. Gesprochen wurde im allgemeinen von seiner Reise: von Kopenhagen und von dem vortrefflichen, instructiven Gesellschaftston, der dort herrscht, und von dem Lavater sagt, daß er ihn nirgend besser und solider gefunden hätte, von den billigen Grundsätzen der Regierung, die, obgleich unumschränkt monarchisch, doch sehr viel Rücksicht auf alte Ordnungen, Gesetze usw. und auf den Willen des Volkes nimmt, von Minister Bernsdorff und seinem Hause. Von der Geschichte des Tages, nämlich von der Arretierung des Mr. Semönville durch Banditen auf einem fremden Territorium, von der Schwierigkeit, die Grundsätze der heutigen Politik mit der Moral zu verbinden, von dem Schaden, bloß metaphysische Grundsätze in die Moral zu verpflanzen.

So zum Beispiel seye der Grundsatz, daß aus jedem Bösen etwas Gutes folge, metaphysisch wohl anzunehmen; aber in der Moral würde er höchstgefährlich seyn, von den unmenschlichen, höchst traurigen Folgen dieses Grundsatzes in Frankreich.

Von der Unzuverlässigkeit der Volksmeinungen, bewiesen durch die Beispiele Voltairs und Mirabeau, die bald angebetet, bald gehaßt, bald allgemein detestiert und in demselben Augenblick, da sie sich wieder zeigten oder öffentlich sprachen, mit Lorbeer gekrönt wurden.

Von der wirksamen Kraft, die vorzüglich dem geistlichen Stande vermöge seines Amtes, seiner Macht und seines Ansehens eigen wäre, auf das Volk zu wirken, wenn mehr warmer Eifer, mehr Tätigkeit wäre — von den großen geistlichen Gens de Lettres, die oft nur sich, nicht das wahre Wohl des Ganzen suchen.

Nebenbei erzählte Nette“ (Lavaters Tochter) „der Prinzessin von ihrer Reise, der Vater sagte manchmal auch ein Wörtchen dazu: und da wir lauter Reisende beisammen waren, so lenkte sich das Gespräch auf diesen Gegenstand.

So kam der Discours auch auf den Rheinfall von Schaffhausen.

Der dänische Arzt, in Ausdrücken, die ganz einen Empfindler bezeichneten, erzählte uns, daß er sich nicht hätte enthalten können, dieses prächtige Schaustück der Natur einem seiner Freunde in ein Stammbuch zu zeichnen — Ein Riese in Duodez — sagte Lavater darüber und nach einer Weile fuhr er fort:

Der Eindruck, den der Rheinfall auf einen Menschen macht, ist mir wie ein charakteristisches Zeichen von seinem Kopf und Herzen.

...

Als es 12 Uhr schlug, empfahl sich die Prinzessin. Er bat uns aber noch, in sein Tagebuch unsre Namen nebst einem Motto oder Symbol, wie Er's nannte, einzuschreiben. Ich schrieb:

Im Heiland allein, und in keinem andern ist Heil.

Nochmal zugesagt, daß wir bis 5 Uhr im Schwerdt zusammenkommen und dann eine kurze Fahrt zu Mad. Schultheß auf ihr Landhaus über den See wagen wollen, und ab.

...

Um ¼tel auf 5 war Lavater und seine Nina, ein artiges, herzliches Mädchen von 18 bis 20 Jahren schon bei uns. Er sahe den Papagei der Prinzessin und

wie seinem scharfen Beobachtungsgeiste nichts entgeht, so zeigte er mir den Beweis seines physiognomischen Satzes:

Je gräber die Linie zwischen Aug und Nase, desto mehr Animalität.

Als das Schifgen, eine Art venozianischer Gondel, bereit war, führte Lavater die Princessin, ich Lavaters Nichte dahin, wir setzten uns und weideten uns eine lange Zeit an der herrlichen Aussicht, an der Menge der Schiffe, die uns begegneten, und überhaupt an der Neuheit eines für Schwäbische Augen so ungewohnten Anblicks.

Zudem war der Himmel so heiter, das Wasser so ruhig — die Luft so erfrischend und das Ziel unsrer Zürcher-Reise so nahe an unsrer Seite, daß wir dadurch doppelt zum Genuß gestärkt wurden.

Mir schwebte das Bild vor Augen, wie Jesus einst mit seinen Jüngern auch so über einen See fuhr und denen, die im vertrauten Kreise der Liebe um Ihn her saßen, in Parabeln und Beispielen die Worte des ewigen Lebens mittheilte.

Dies führte uns auf eine von Lavaters Lieblings-Ideen, von einer bestimmten Portion des Glaubens, die uns nie solle genommen, nie entrissen werden.

Am Kreuze, sagte Lavater, durch sein Leiden und Sterben hat uns der liebe Heiland gleichsam testamentarisch ein bestimmtes ausgemessenes Quantum von Glauben zur Erbschaft hinterlassen.

Er hat sich darüber selbst erklärt Joh. 14 . . . und Luk. 10 . . . ferner Matth. 28 . . .

Dies, fuhr Lavater fort, muß unser Trost seyn in diesen Tagen des despotisirenden Unglaubens: „Es bleibt immer ein bestimmtes Glaubensquantum unter uns, das unser Erbgut und gleichsam unser Eigentum ist und das der Herr nie von uns wegnimmt.“ Die Geschichte des Christentums zeigt's uns auch, daß, wenn dieses Quantum unter viele verteilt gewesen, es in der *Intension* abgenommen, hingegen an dieser zugenommen habe, wenn es an der *Extension* desto kleiner: wie hingegen die Nichtannahme eines Erbtheils macht, daß die Portionen der übrigen stärker werden, quod uni decrescit, accrescit alteri. Laßt uns also nur angstlos demüthig und ohne Vermessenheit mutig seyn, denn, was Er bei uns als unser Erb-Teil mit seinem Blut und Tode versiegelt hat, wird nicht von uns genommen werden!

Mit der Prinzessin (gesprochen) von den Pflichten einer Vorsteherin, besonders einer geistlichen weiblichen Gemeine, wie sie das meiste Gute mehr durch Beispiel und Vorbild als durch Befehle zu wirken habe.

Von Seckingen, das Lavater nicht unbekannt war.

Von Sailer und Lavaters Entrevue zu Donauwörth bis Monheim.

Mit mir wegen seiner Vorbeireisen zu Oettingen: „Ich hatte auf meiner Reise, sagte er, erliche solche bittere und schwere Stunden, mußte an Freunden rechts und links vorbeireisen, ohne sie zu sehen, mußte dem Hauptzwecke meiner Reise dies Opfer bringen, um zu rechter Zeit an Ort und Stelle einzutreffen.“

Als wir mitten in dem See waren, Zürich gleichsam wie eine schwimmende Stadt vor uns stand, auf beiden Seiten des Ufers aber eine unübersehliche Menge von Landhäusern, kleinen und großen Dörfern, und im entfernten Perspective eine Kette von Bergen sich unsern Blicken darstellte, sagte Lavater: Wie anders zeigt sich hier dies schöne tableau in der Natur als in der Kunst! Betrachte man hier die tausenderlei Abstufungen und Nuancen, in deren Nachahmung die meisten auch größten Maler fehlen. Anstatt sich nach der Natur zu richten, wollen sie eben immer die Natur nach ihrem Kopfe richten. Wie die Philosophen die Sonne nach ihrer Hausuhr, wie Claudius sagt, antwortete ich.

Dies gab Anlaß von Claudius zu sprechen, den Lavater auf seiner Reise zu Wandsbeck im Kreis seiner Familie gesehen hatte und von dem er mit aller Wärme freundschaftlicher Liebe sprach.

Unter solchen Gesprächen landeten wir bei dem Landhause der Madame Schulte's: — Sie und Diaconus Gessner, den uns Lavater vorher schon als seinen zweiten Pfenninger sehr gelobt hatte, und eine Tochter empfingen uns am Ufer.

Nach den gewöhnlichen Complimenten und einem kurzen Überblick der schönen Gegend in das artige Gartenhaus, wo wir mit Tee und Gartenfrüchten bedient wurden. Lavater fing an, von seiner großen Reise, von seiner Überfahrt über den großen und kleinen Belt, von den Schiffen, von den Lotsen, ihrem Amte und ihrer Belohnung zu erzählen.

Man zeigte uns darauf 2 Gemälde von Pfenningers Tochter — Eines: eine Skizze zu einem Tableau, das eine Schweizer Gemeinde ihrem Herrn zur Dankbarkeit errichten wollte, weil er ihr das Jus prosentandi parochum überlassen. Das andere, Hercules, wie er die Alceste ihrem Gatten wieder zurückführt.

Spaziergang im Garten, wo meisten von Optik und Täuschungen des menschlichen Auges usw. gesprochen ward. Dies führte auf den Discours von geschmacklosen Gebäuden, Heterogenen Ameublement, Proportionsfehlern der bildenden Künstler.

Als ich mit ihm und Gessner allein war, gesprochen über Abendmahl, über den verschiedenen Verstand der Einsetzungsworte, und dem Centro Unitatis aller dissentienten: daß es ein Monument von der Liebe seyn, die uns alle, als S ü n d e r trägt: von einem neuen System darüber, das irgend eine besondere Classe von Freymäuern angenommen haben soll, wovon aber Lavater noch nähere Aufklärung zu erhalten wünschte usw.

Im Zurückfahren nach Zürich: von Buchau (gesprochen), Heggelin, Graf Fritz von Stadion. Dann erzählte er uns eine besondere Aventure mit der Fürstin Gallizin, die, ihn zu sehen, mehrere Posten gereist war: mit der er auch in einem Posthause zusammenkam, ohne sich einander zu erkennen usw. Von seinem ganz besonderen Trieb, Bremen nicht vorüber zu gehen und von der unverhofften Freude, die er da genoß, eben recht und wie geladen, zu Häfelis Antrittsrede zu kommen.

Von dem Privatleben des Graf von Bernsdorf.

Vom königlichen Schatz und dem großen Werte desselben.

Dann von meiner Frau, von ihrem Alter, von meinen Kindern: Er bat mich, ihm den Schattenriß meiner Frau zu schicken.

Wir baten ihn dagegen, uns zum lieben Andenken für uns und auch für meine Frau, ein Paar Zeilen von seiner Hand mitzugeben.

Er tat es gleich mit dem besten Willen und auf dem Schiffe noch schrieb er der Prinzessin und mir für mich und meine Frau einige Verse zum Andenken.

Mir gab er folgenden.

9. VIII. 1793

Gieb dem, der Dich bittet, und bitte von dem, der mit Lust giebt. So
genießt Dein Herz die Lust des Empfahns und des Gebens.

auf dem Zürchersee

L.

Als Lavater die Prinzessin zum Schwerdt zurückbegleitet, und wir von Ihm mit schwerem, aber gerührtsten Herzen Abschied genommen hatten, bat ich Ihn noch, daß Er mir erlauben möchte, seine Frau und liebe Familie noch einmal zu sehen. Er nahm mich bei der Hand und führte mich fort.

Noch nie habe ich eine so erbauliche, süße, herzliche Stunde genossen als von 8—9 Uhr abends an der Seite der frommen Erzdulderin Lavater und ihrer zwei Töchter, Louise und Nette. Wie ward es mir so warm ums Herz, da sie das Gespräch so natürlich auf I h n, der unser Eins und Alles, der Anfänger und Vollender unseres Glaubens ist, zu lenken wußte.

Sie fragte nach Freund Sailer, und die Freude, daß er vor einem Jahre einige Tage in ihrem Hause gewohnt hat, war noch in ihren Hause gewohnt hat, war noch in ihren Mienen und Reden sichtbar. Sie fragte mit Theilnehmung um seine dormalige Verfolgungsgeschichte. Ich erzählte ihr ein und anders: dies führte uns auf das ihr ex praxi so sehr bekannte Kapitel von Leiden und Mut und Demut; und endlich auf den, der aus Liebe uns auch ein Vorbild des wahren, reinen Heldenmuts im bittersten Leiden ward.

Eindrücklich waren mir ihre Worte vom Kleinwerden, vom Kindersinne, vom Gefühl unsrer Armut und natürlichen Verderbens.

Es war die gefühlvollste Nicodemusstunde für mein Herz: beim Abschiede versprachen wir einander, uns nie, keinen einzigen Tag vor dem Herrn im Gebet zu vergessen — und Christum uns anders nicht als unsern Helfer und Retter aus aller Not — und uns als sein armes Gemächte, als seine kranke Kinder zu denken usw.

Ich ging noch zu Lavater in sein Schreibzimmer, der mir aufgab, Sailer und seinen übrigen Freunden in Schwaben zu sagen, daß er seine Reise-Geschichte, insoweit es tunlich, in der Handbibliothek herauszugeben gedenke: daß er aber das Wichtigste und Nichtmitteilbare davon in einem Zirkelbriefe nur an den Engsten Kreis seiner Vertrauten communiciren könne.

Er übergab mir ein Billet an Sailer, einige Stücke der Handbibliothek für denselben und Fenneberg usw., auch für seinen, wie er ihn nennt, Erzfrend Steiner. Dann drückte er mir unter Verheißung seines steten Andenkens den heiligsten Freundschaftskuß auf, und ich riß mich von Ihm los.“